

berta

Magazin der
Studierendenschaft

#848

16/01/14



Mäßigung

Liebe Menschen,

die Jugend bedeutet meist ein Ausufern, ein neu Interpretieren und danach? Die Phase des Studiums, die Phase in der sich unsere Redakteur*innen und Leser*innen befinden, führt zum Ausloten. So wundert es auch nicht, dass die Frage der Mäßigung in dieser Ausgabe, obwohl wir einer blockhaften Schwerpunksetzung aus dem Weg gehen wollten, immer wieder durchschimmert,

immer wieder wichtig wird: Sollten wir radikal das Werk eines*r Künstlers*in ablehnen, weil diese*r eine fragliche Biographie mit sich trägt? Wollen wir unsere Sprache mäßigen, wenn sie unbeabsichtigt rassistisch ist oder ist das auch schon wieder zu radikal? Sollen wir uns einen radikal beschissenen Film anschauen, ein entsetzlich schlechtes Buch lesen? Sollten wir unsere Wut über

diese Lebenszeitverschwendung mäßigen? Sollen wir uns weiter über unseren neuen Namen **berta** streiten?

Die Redaktion.

Inhalt #848

StuVe

Vorstandsbericht: FAZ-Lounge	S. 3
StuRa für harte Quote und Ämtervereinbarkeit	S. 4
Lehramtsreform auf BA-MA-System	S. 5

Gesellschaft

Koloniales Freiburg	S. 6
NS-Ästhetik: Sind Werk und Meister trennbar?	S. 8
Eine Erfahrung mit der Gewalt der Sittlichkeit	S.10
EUCOR - Ein Erfahrungsbericht	S.12

Kultur

Rezension: ENDLICH FREIburg	S. 13
Rezensionen	S. 14

Service

Service und Termine	S. 15
----------------------------	--------------

Studlive!

Die Entstehung der fünf Buchstaben	S. 16
---	--------------

Warum geschlechtsneutral?

Der AstA tritt ausdrücklich für die konsequente Verwendung geschlechtsneutraler Formulierungen ein (z.B. das „große I“ oder den Gender-Star). Wir sehen dies als unverzichtbares, wenn auch nicht hinreichendes Mittel, um die tatsächliche Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Gesellschaft zu erreichen. Autor*innen, die von einer entsprechenden Schreibweise abweichen, sind dafür ausschließlich selbst verantwortlich.

Inhaltliche Verantwortlichkeit

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht die Meinung von Redaktion, AstA und/oder StuRa wieder. Sie sind, sofern nicht anders gekennzeichnet, Meinungen von Einzelpersonen.



Die freiburger Bächle oder der mäßig erfolgreiche Versuch, neben einem solchen zu parken

Zunächst einmal: Der folgende Vorfall steht in keinerlei Zusammenhang: weder mit meiner Haarfarbe, noch mit meinem Geschlecht. Als ich als Neustudentin in Freiburg ankam, informierte ich mich natürlich über kostenfreie Parkmöglichkeiten in Innenstadtnähe. Die Möglichkeiten waren begrenzt, und so entschloss ich mich für eine von überhinterreifenbreiten Bächle gesäumte Straße. Frohen Mutes ließ ich mich von meinem treuen Navi Richtung Unglück lotsen, denn das freudig begonnene Parkmanöver (Was hatte ich nochmal in der Fahrschule gelernt?) endete leider im Graben oder eben Bächle. Doch immerhin trug frau an diesem Sommertage Hotpants und Top, so dass sich die Suche nach willigen Männern, die mir mein Auto wieder auf die Straße hoben, nicht allzu schwer gestaltete. Am Schluss wurde mir dann noch freundlich angeboten, meinen Wagen für mich zu parken, was ich dankend ablehnte (kann frau ja schließlich selber!) und mir wurde eine Freiburger Großfamilie prophezeit, einen Freiburger zu heiraten reicht hier wohl nicht mehr aus.

Kira Kurz

Kaffee ohne Kommerz - Studentischer Freiraum statt FAZ-Lounge!

Eine neue alte Forderung der Studierendenvertretung

Mitten zwischen den KGs auf dem Platz der weißen Rose liegt das (ehemalige) Café Senkrecht, unter Jüngeren fast nur noch als die FAZ-Lounge bekannt. Ein schönes Plätzchen um dem Alltag zu entfliehen und sich vor dem Seminar und nach der Vorlesung bei einem Kaffee kritisch mit den Geschehnissen der Welt auseinanderzusetzen. Zumindest wenn man die „richtige“ Meinung hat, denn kritisch bedeutet generell auch vielfältig, genauer die Aussagen verschiedener Medien vergleichen und bewerten.

Seit der Umbenennung hat es von studentischer Seite quasi andauernd Kritik an der FAZ-Lounge gegeben - je nach Aktualität mal lauter, mal leiser. Das letzte Mal, dass diese Kritik laut wurde, war in der StuRa-Sitzung vom 26. November, als über die sozialen Ziele berichtet wurde, die der SWFR-Vorsitzende erfüllen kann, um Bonuszahlungen zu erhalten. Als diese besprochen wurden, fragte eine der anwesenden Personen, was eigentlich aus dem Antrag, das SWFR möge die Verträge mit der FAZ kündigen, geworden sei.

In der anschließenden Diskussion kamen viele Fragen auf und niemand erinnerte sich genau an die Bedingungen des Vertrags mit der FAZ und die Entwicklungen seit seines Abschlusses.

Daher hier zunächst einige Daten und Fakten im zeitlichen Ablauf:

Ende 2009 schloss das Studentenwerk einen exklusiven Werbevertrag für eine fünfjährige Kooperation mit der FAZ. Dieser besagt, dass die Renovierungskosten (ein fünf- bis maximal sechsstelliger Betrag) durch die FAZ getragen werden. Außerdem wurden zwei Computerter-

minals eingerichtet, von denen aus kostenlos auf das FAZ-Archiv zugegriffen werden kann.

Im Gegenzug dürfen dort seitdem keine anderen Zeitungen (ausgenommen von Lokalzeitungen) mehr ausgelegt werden. FAZ und BZ haben nun also die unverdiente Aufgabe, das gesamte politische links-rechts Spektrum abzudecken. Dieser ominöse Deal, über dessen Details das SWFR wenig Auskunft gewähren will, traf schnell auf studentische Kritik¹. Schon bei der Eröffnung der neuen „FAZ-Lounge“ protestierten Studierende mit dem Auslegen diverser Zeitungen und einer ironischen Darstellung in Form eines Sektauschanks². Außerdem hatte es eine Verteilaktion von selbstgestalteten Flyern² gegeben, in denen darauf eingegangen wird, dass eine Universität, die an einem Platz in der Mitte des Campus einseitige Werbung für ein einzelnes Medienunternehmen macht, ihren eigenen Ansprüchen an die Unabhängigkeit und Freiheit von Studium und Lehre wohl kaum gerecht wird. Es wird konkret kritisiert, dass sich das SWFR hier als „Türöffner für solche Unternehmen betätigt. Auch in den Beschlüssen aus der Bildungsstreikzeit fordern die Studierenden den Rektor auf, sich im Verwaltungsrat des SWFR gegen Werbung an der Uni vor allem durch die Benennung von Räumen und Gebäuden einzusetzen und auf eine Auflösung der Verträge mit der FAZ hinzuwirken³.

In der FSK vom 3. November 2009 unterstützte die Studierendenvertretung in Form des u-asta die Inhalte des Flyers und bezog folgende Grundposition: „Der u-asta fordert das Studentenwerk auf schnellst möglich die Kooperation mit der FAZ zu beenden und bis dahin der Monopolstellung der FAZ im Cafe

Senkrecht entgegenwirken, indem noch andere überregionale Zeitungen dort ausgelegt werden“⁴.

Was im StuRa auch auffiel: Niemandem war so wirklich klar, welchen Vorteil dieser längerfristige Vertrag mit der FAZ für das SWFR hat. Zwar wurden die Kosten für die Renovierung übernommen, doch ist dies ein lächerlicher Preis für die Lage der gebotenen Werbefläche.

Schnell wurde daher der Antrag formuliert, die u-asta Positionen zu erneuern und sich gegen die Kommerzialisierung von Uniflächen auszusprechen. Nach zweiwöchiger Diskussion, am 27. Dezember in der letzten StuRa-Sitzung vor Weihnachten, entschied sich der StuRa dazu, die baldmöglichste Auflösung der Verträge zu fordern und weiterhin die Maximalforderung zu stellen, das Cafe Senkrecht nach Auslauf der Verträge mit der FAZ in einen studentischen Freiraum umzuwandeln. Das bedeutete, es soll ein Raum geschaffen werden, der von Studierenden selbstverwaltet und gestaltet wird, wie jetzt beispielsweise schon das Förstercafe im Herderbau oder die Cafeteria in der Sportfakultät. Diese Entscheidung des StuRa gilt bindend für alle Vertreter auf der Mitgliederversammlung des SWFR sowie die Vertreter im Verwaltungsrat.

1 <http://www.badische-zeitung.de/freiburg/blosse-zerstoerungswut--24229611.html>

2 <http://www.u-asta.uni-freiburg.de/struktur/fsk/protokolle/wise0910/2009-10-27/>

3 <http://media.badische-zeitung.de/pdf/Forderungen.pdf>

4 <http://www.u-asta.uni-freiburg.de/struktur/fsk/protokolle/wise0910/2009-11-03/>

*Julian Zimmer, Matthias Gornik
Vorstand*

Pragmatismus gewinnt!

Ämtervereinbarkeit statt Aufweichung der Quote

Als sich vergangenen Dienstag Matthias Gornik und Rebcca Leins im Studierendenrat für die Vorstandsposten zwei und drei bewarben, erschien die nun zu nehmende als die letzte Hürde in einem sich über Monate ziehenden Gremienmarathon. Nun musste lediglich das OK der Fachbereichsvertretungen und Initiativen zu den Bewerbungen erfolgen – ein mangels Gegenkandidaturen leichter Schritt. Was dem vorausgegangen war, stellt sich im Nachhinein als die bislang zäheste Bestandsprobe der noch jungen VS in Freiburg heraus. Bis hin zur Androhung des Rücktritts seitens des bis dahin als informellem Vorstand agierenden Matthias Gornik und damit des Schrumpfens des bisherigen Rumpfvorstandes auf - anstatt der drei vorgesehenen - lediglich eine Person. Was schließlich unter dem Titel „Vereinbarkeit von Ämtern“ - besser wohl bekannt unter dem ursprünglichen Titel „Aufhebung der Gewaltenteilung“ - beschlossen wurde, ermöglicht, dass eine Person im StuRa künftig gleichzeitig ihren Fachbereich vertreten und zugleich ein Vorstandsamt ausüben darf. Die damit intendierte Trennung zwischen dem als Legislative begriffenen StuRa und dem als Exekutive verstandenen AStA, wurde damit endgültig aufgehoben. Hatten bislang nur die Referent*innen der im AStA organisierten Referate die Möglichkeit, darüber hinaus ihren Fachbereich im StuRa zu vertreten, gilt dies nun auch künftig für Vorstände.

„Lex Leins“?

Der Antrag zu der Satzungsänderung war Mitte November in den StuRa eingebracht worden. Bis dahin hatte sich keine weibliche Person finden lassen, um die Quotierung des Vorstands zu erfüllen. Gemäß dieser harten Quotierung darf „die Anzahl der männlichen Vorstandsmitglieder von der Anzahl der weiblichen Vorstandsmitglieder nicht um mehr als eins abweichen.“ Sprich: Auf ein Vorstandsmitglied eines Geschlechts muss eines des anderen folgen.

Dabei war der Antrag auf die Vereinbarkeit der Ämter, welcher von seinen Kritikern auch als „Lex Leins“ - also als eine bloße rechtliche Legitimation, Rebecca Lein, welche den Fachbereich Instructional Design vertritt, in das Amt zu hieven – betitelt wurde, nicht der erste Versuch, die Vorstandsämter leichter zugänglich zu machen. Bereits Ende Oktober, also noch im ersten Monat der VS, hatte es erste Bestrebungen gegeben, die harte Quotierung aufzuweichen. So hatten, angesichts der bereits Monate andauernden Suche nach Kandidat*innen, die wenigsten Aktiven noch Hoffnung, eine Frau für den Vorstand zu finden.

Studieren vs. Vorstandsamt

Mit fortdauerndem Semester wurde diese Aussicht weiter geschmälert. So hätte im Falle einer Kandidatur von Prüfungen zurückgetreten, bereits angefangene Veranstaltungen abgebrochen werden müssen, schließlich ist das Vorstandsamt ein Full-Time-Job und schließt gleichzeitiges Studieren weitestgehend aus. In der wohl bislang denkwürdigsten StuRa-Sitzung am 10. Dezember wurden schließlich beide Anträge gemeinsam eingebracht. Eingeleitet von einer umfangreichen und emotional gehaltenen Rede drohte der dahin als Quasi-Vorstand agierende Matthias Gornik an, seine Vorstandsarbeit einzustellen, sollte keine legale Basis für sein Handeln mithilfe der beiden Vorschläge erlangt werden. Er legte dar, dass sein Amt lediglich auf einer Duldung durch Rektorat und Presse beruhe und beklagte, dass sein Fachbereich faktisch nicht vertreten sei, da er die Vorstandsrolle einnehme. Für ihn sei, so beharrte er, allein eine Frau als Vorständin eine wirkliche Lösung. Der Vorschlag der Vereinbarkeit der Ämter sei lediglich aus der Not geboren.

Was folgte, war eine Debatte, welche im wesentlichen die in den Vorwochen genannten Argumenten wiedergab. So wurden von Quotenbefürwortern die symbolische Wirkung starkgemacht, welche von einer Quotierung des AStA-Vor-

standes ausgehe. Teils wurde hierbei von einer Doppelzüngigkeit der AStA-Aktiven gesprochen, hielten diese nun den Maßstab, den sie an andere ansetzten, selbst nicht ein. Dem wurde entgegengehalten, dass man sich zu dem Schritt gezwungen sehe und weiter, dass politische Arbeit, wie sie nur von einem vollständig besetzten Vorstand zu leisten sei, weit wichtiger sei. Tatsächlich war seitens des Vorstands, auch aufgrund der zusätzlichen Aufgaben im Zuge der Einführung der VS, bislang eher wenig politische Arbeit geleistet worden. Selbiges Argument wurde angeführt, um auch für die Aufhebung der Unvereinbarkeit von Ämtern zu werben. Außerdem, so argumentierte insbesondere der Fachbereich Politik, sei kaum von einer Gewaltenteilung im klassischen Sinne zu sprechen. So seien die Vertreter*innen im StuRa sowie der Vorstand über das imperative Mandat gebunden und nur beschränkt in der Lage, Macht, also Gewalt im politischen Sinne, auszuüben. Weiterhin bestünde jene vielbesagte Gewaltenteilung in der von der Satzung bislang eingeforderten Form ebenso nicht im Bundestag, wo Angela Merkel sehr wohl auch als Kanzlerin einen Abgeordnetensitz inne habe.

Die Entscheidung

Seit dem 17. Dezember stand schließlich die Entscheidung fest. Während die Aufweichung der Quotierung mit 55 von insgesamt 81 Stimmen nicht die notwendige Zweidrittelmehrheit fand, konnte der Antrag zur Vereinbarkeit von Ämtern mit 60 zu 21 Stimmen die nötige Mehrheit auf sich vereinen, wenn auch nur knapp. Und so war nicht zuletzt nur Erleichterung zu spüren, dass man einer tiefgreifenden Krise gerade noch entgangen war. Sondern auch bei manchen das zufriedene Bewusstsein, dass sowohl Quote als auch die Trennung von Gewalten der Studierendenschaft in Freiburg wichtig sind.

Eric Steinsberger

Ideologisiert betriebsblind

Die Reform der Lehrer*innenausbildung

Spätestens seit Grün-Rot herrscht in Baden-Württemberg eine rege Debatte über die Bildungspolitik. Die Einführung der Gemeinschaftsschulen, in welchen alle Schüler*innen gemeinsam unterrichtet werden, anstatt auf Hauptschule, Realschule und Gymnasium aufgeteilt zu werden, stieß auf gespaltene Reaktionen. Begrüßten die einen das Ende des frühzeitigen Aussiebens, herrscht bei Eltern von in der Grundschule leistungsstärkeren Kindern die Angst vor der „Gleichmacherei“.

Im Kielwasser dieser Debatte wird nun über Veränderungen der Lehrer*innenausbildung debattiert. Ein Gesetzesentwurf von Grün-Rot liegt bereits im Landtag. Doch scheint man in Stuttgart nun auch die Chance zu sehen, sich eines weiteren „Problems“ zu entledigen. So kann auf allen Universitäten in Baden-Württemberg das Lehramtsstudium vor Bologna für alle Studiengänge üblichen Modus des Staatsexamens studiert werden. Im Bundesvergleich eine absolute Rarität und wohl Dorn im Auge all jener Landespolitiker*innen, die nur allzu vernarrt auf die flächendeckende Einführung des Bachelor-Master-Systems drängen.

Dass die bestehenden Probleme und Fehler bei der Einführung des neuen, zweigliedrigen Systems bekannt sind – Verschulung der Lehre, keine Berufsqualifizierung durch Bachelor, keine gesicherte Übernahme in den Master – tut dem Eifer der Landesregierung keinen Abbruch. Ob betriebsblind oder verblendet von den Versprechen der neuen Freiheit durch Bologna begreifen die Verantwortlichen nicht, dass die bereits für alle anderen Fächer bestehenden Probleme sich bei der Umstellung des Lehramtsstudiums auf Bachelor und Master nur umso deutlicher zeigen würden.

Da ist der Glaube, durch die Zäsur nach Abschluss des Bachelors sei nochmals die Möglichkeit gegeben, die bindende Entscheidung, ob man definitiv auf Lehramt studieren möchte, erst zu einem

späteren Zeitpunkt fällen zu müssen. Scheinbar stellt dies einen Fortschritt dar, doch nur, weil die Möglichkeit zum Wechsel eines Studienfachs außerhalb der vordefinierten Blöcke durch Probleme bei der Bafög-Förderung und weiteren bürokratischen Hürden verbaut ist. Man glaubt also, ein Problem zu lösen. Doch hat man dies an anderer Stelle durch Überregulierung selbst geschaffen hat.



Blind durch die Bildungsreform:
Winfried Kretschmann

Die Folgen, welche für die Studierenden und für deren Ausbildung in Kauf genommen werden, stehen jedoch um so deutlicher hervor. So können sich Studierende, die sich bereits frühzeitig für ein Lehramtsstudium im Bachelor entschieden haben, im neuen Modell nicht sicher sein, in den Master übernommen zu werden. Ihnen wird damit nicht nur der Wunsch verwehrt, sich als Lehrer*innen einzubringen, vielmehr stehen sie mit leeren Händen da. So ist bislang schlicht kein Arbeitsmarkt für Bachelor-Absolvent*innen mit Lehramtsabschluss vorhanden. Ein Bachelorstudium auf Lehramt ist somit von Anfang an mit einer potentiellen Perspektivlosigkeit verbunden. Dass man sich nur als eine*r der Besten überhaupt sicher sein kann, eine Berufsqualifizierung zu erlangen, mag zwar dem neoliberalen Zeitgeist zu entsprechen, als Modell einer ganzheitlichen Bildung, wie sie auch von Grün-Rot insbesondere in der Schulpolitik propagiert wird, aber wohl kaum.

Neben der neuen Unsicherheit darf bezweifelt werden, inwiefern das neue

System überhaupt im Stande ist, angehende Lehrer*innen besser auszubilden. Dabei ist nicht nur fraglich, ob allein ein Master of Education eine ausreichende Qualifikation für Quereinsteiger*innen darstellt. So betonen zahlreiche Studien, dass die Bildung einer Lehrer*innenpersönlichkeit Jahre in Anspruch nimmt und für diese ein möglichst umfangreicher Zeitraum zur Verfügung gestellt werden sollte. Auch wird es künftig nicht mehr möglich sein, drei Fächer auf Lehramt zu studieren oder Geistes- und Naturwissenschaften zu kombinieren. Verhindert Ersteres die Flexibilität in der Schule, konterkariert Letzteres den so oft laut werdenden Wunsch nach interdisziplinärem Denken, wie es doch in Form von Projektarbeit an Schulen eine immer prominentere Stelle erhalten soll. Ist oft die Rede vom „Fachidioten“, spitzt die Situation der beschränkten Fächerwahl die Lage insoweit zu, als wohl in Zukunft weniger Lehrer*innen ihren Klassen einen Blick über den Tellerrand ihres Fachs ermöglichen können. Die Verzahnung von Naturwissenschaft und Ethik, welche angesichts von Gentechnologie und Umweltzerstörung eine immer größere Relevanz erhält und wohl zumeist nur in Geisteswissenschaften problematisiert wird, ist in der Schule somit zunehmend marginalisiert.

So bleibt der Eindruck bestehen, dass trotz der zum Teil gut gemeinten Veränderungen - insbesondere zur besseren pädagogischen Ausbildung, ein allgemein angesehenes und vielerprobtes Modell einem generellen Zwang zur Umsetzung des Bachelor-Master-Systems geopfert wird. Dabei ist gerade der Glaube, Verbesserungen nur mit dem Überstülpen des Programms Bologna erreichen zu können, das womöglich deutlichste Zeichen dafür, dass in der landesgrünen Bildungspolitik noch immer in schwarz-gelben Gewässern gefahren wird

Eric Steinsberger

Plakativer Rassismus vor deinem

Zusammenspiel von Rassismus, Kolonialverbrechen und dem

Was ist Rassismus?

Wir spielen als Kinder „Wer hat Angst vor'm Schwarzen Mann“, als Jugendliche fahren wir manchmal schwarz und als Erwachsene malen wir zwar alles schwarz, haben dabei aber immer eine weiße Weste an. Auch wenn die Verwendung dieser Begriffe und Formulierungen nicht bewusst auf die Ausgrenzung oder Benachteiligung schwarzer Menschen abzielt, so wird durch die Materialisierung imaginärer Bilder eine rassistische Grundeinstellung etabliert.¹ Muss sich also auch der Inhaber des Fun&Fly Reisebüros unweit der Uni den Vorwurf des Rassismus² gefallen lassen, solange er die lebensgroße Stau eines Schwarzen Butlers zu Dekorationszwecken aufstellt?

Die Beantwortung dieser Frage hängt vom Verständnis von Rassismus ab. Auch wenn dieser Begriff im Allgemeinen Assoziationen zu den Anschlägen der NSU hervorruft, so ist in diesem Zusammenhang festzuhalten, dass rassistisches Verhalten weder mit Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit noch mit Diskriminierung oder Nationalsozialismus gleichzusetzen ist. Vielmehr beschreibt Rassismus den Glauben daran, dass es menschliche Rassen gibt und dass sich diese durch konstante und vererbare Merkmale voneinander unterscheiden.² Um zu erkennen, wie dieser Glaube an Rassen integriert wurde und Rassismus entstanden ist, folgt ein kurzer geschichtlicher Exkurs.

Kolonialgeschichte

Als viertgrößtes Kolonialreich der Welt besaß Deutschland 1914 in Afrika Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika (heu-

tiges Namibia) und Deutsch-Ostafrika (Tansania, Burundi und Ruanda).³ In diesen Kolonien wurden Millionen Menschen unterdrückt, ausgebeutet, vergewaltigt, versklavt und ermordet,⁴ um Macht, Geld und ökonomischen Einfluss zu erlangen.

Diese Vorgehensweise der europäischen Kolonialmächte bedurfte einer Rechtfertigung, denn schließlich verletzten diese Praktiken neu formulierte Ziele wie „Freiheit“, „Gleichheit“ und „Solidarität“.⁵ Generalstabschef Graf von Schlieffen beurteilte dies als „Anfang eines Rassenkampfes“. Lothar von Trotha, ein preussischer Offizier schrieb über seinekoloniales Vorgehen in einem Brief: „Ich kenne genug Stämme in Afrika“. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, dass sie nur der Gewalt weichen. Diese Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben

auch als Grundlage für mehrere Genozide. Als es in deutschen Kolonien zu Widerstandsbewegungen gegen die koloniale Gewalt kam, wurden in Deutsch-Südwestafrika zwischen 1904 und 1906 75 000 Herero getötet.⁸ Auch nach Ende der Kolonialzeit versuchte man sozialdarwinistischen Rassismus durch naturwissenschaftliche Theorien und Methoden zu rechtfertigen. So wurden bis 1940 Menschen in deutschen Zoos in sogenannten „Völkerschauen“ aufgrund ihres Aussehens zur Schau gestellt.⁹ Mittlerweile gilt die Einteilung der Menschen in unterschiedliche Rassen zwar als wissenschaftlich widerlegt¹⁰, jedoch ist der Glaube an die Existenz von Rassen bei den meisten Menschen immer noch verankert und präsent.

Reproduktion von Menschenverachtung

Diese geschichtlichen Fakten sind zwar bekannt, werden aber von den wenigsten Menschen als Ursache der heutigen Darstellung von schwarzen Menschen begriffen.

Rassismus lässt sich in drei ineinandergreifende und einander beeinflussenden Dimensionen erläutern. Zu Beginn wird eine Norm festgeschrieben, die tatsächliche oder fiktive Unterschiede betont. Darauf folgt eine Wertung dieser Unterschiede und schlussendlich eine Verallgemeinerung.¹¹ Bezogen auf Rassismus in Deutschland bedeutet dies, dass die Kategorien „weiß“ und „schwarz“ geschaffen



war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme mit Strömen von Blut und Strömen von Geld.¹⁷ Die Konstruktion menschlicher Rassen diente der deutschen Kolonialmacht

wurden. „Weiß“ wurde zur Norm gesetzt und somit wurde Weißsein Privileg der Dominanzgesellschaft.¹² Dagegen erfuhr die Kategorie „schwarz“ eine abwertende Interpretation, die Nachteile

ner Tür?

ler Abbildung schwarzer Menschen

für die jeweils Betroffenen nach sich zieht. Nichtweiße werden mit Projektionen, Zuschreibungen, Stereotypen und Klischees konfrontiert. Schwarze Menschen können dabei meist gut tanzen und sind sportlich, oft animalisch und triebgesteuerter. Sie erfahren also eine Reduzierung auf Körperliches und werden damit abgewertet und untergeordnet. Als letzter Schritt folgt die Entindividualisierung und Verallgemeinerung.¹³ Die zugeschriebenen Eigenschaften und Wertungen werden auf jedes Mitglied dieser Gruppe erstreckt. Das einzelne Individuum wird nicht mehr für sich betrachtet und verliert somit das menschliche Selbstbestimmungsrecht und die persönliche Würde.

Dadurch herrscht in unserer Gesellschaft eine subtil rassistische Grundeinstellung, die sich unter anderem symptomatisch in der alltäglichen Verwendung von sprachlichen Bildern zeigt (siehe oben).

Vor dem Hintergrund der langen und grausamen deutschen Kolonialgeschichte scheint es völlig unverständlich, das menschenverachtende Verhalten der Kolonialzeit als Dekorationsstück zu reproduzieren. Einen schwarzen Menschen in Butlerkleidung auszustellen, bildet eine Ideologie ab, in der Menschen als übergeordnet und untergeordnet klassifiziert werden und die sie zu Sklaven macht. Abbildungen, die Menschen wie gestanzte Stereotype und Objekte von Ausbeutung und Konsumtion präsentieren, erlauben den Betrachtenden keine Empathie und bieten kein Modell der Aufarbeitung der kolonialen Verbrechen.¹⁴

Die angesprochene Ausstellung eines Butlers geschieht in dem Fun&Fly Reisebüro weder in einem historischen noch in einem rassistuskritischen Kontext, sondern dient allein als Werbezweck. Es ist fragwürdig, dass Reiseländer, die einst von kolonialer Gewalt betroffen waren, mit einer Reproduktion des Sklavenhandels beworben werden.

Auswirkungen auf den heutigen Rassismus

Womit lässt sich aber die Leugnung des rassistischen Gehalts der Statue im Fun&Fly-Reisebüro und ihres Zusammenhangs mit den Verbrechen der Kolonialmächte erklären?

Die Ausstellung einer solchen Statue zeugt nicht nur von einem fragwürdigen Umgang mit deutscher Geschichte, sondern reproduziert Rassismus und negiert die Würde aller schwarzen Deutschen unserer Gesellschaft. Rassismus umfasst eben nicht nur die bewusste Benachteiligung von Menschen, sondern wirkt viel eher.

Als weit verbreitete Rassismusdefinition dient mittlerweile die Annahme, dass Rassismus durch die verallgemeinerte und verabsolutierte Wertung tatsächlicher oder fiktiver Unterschiede zum Nutzen des Anklägers und zum Schaden seines Opfers, mit der seine Privilegien oder Aggressionen gerechtfertigt werden sollen, entsteht.¹⁵

Rassismus kann das bewusste Verwehren von Ressourcen wie Wohnraum, Arbeit, Wissen und Informationen beinhalten und über unbewusste seelische und/oder körperliche Verletzung letztlich in Tötung münden.¹⁶ Rassismus ist aber auch immer dann vorhanden, wenn das Aussehen einer Person als Eigenschaft begriffen wird und dieses zur Grundlage für eine wertende Gruppenzugehörigkeit wird. Die erniedrigende Darstellung eines Menschen, die zudem historisch aufgeladen ist, fällt demnach unter seelische Verletzung und verfestigt Zuschreibungen, Stereotypen und eine Ideologie, die Menschen abwertet, sie entmenschlicht und zu Bediensteten „höherwertige“ Menschen macht.

*Michal Armbruster
Antidiskriminierungsreferat*

1 Greve, Anna: Farbe – Macht – Körper, 2013, S. 16.

2 Arndt, Susan, Die 100 wichtigsten Fragen: Rassismus, München: Beck 2012, S. 17.

3 James Mitchell in „Große illustrierte Weltgeschichte – Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart.“ Parkland Verlag, S. 66.

4 Katja Wolf in „Weiße Blicke – Geschlechtermythen des Kolonialismus“, Jonas Verlag, S. 19f.

5 Susan Arndt und Antje Hornscheidt in „Afrika und die deutsche Geschichte“, Unrast Verlag, S.214.

6 Es ist zu beachten, dass der Begriff „Stamm“ aus dem Sprachgebrauch der Kolonialzeit stammt und heute als Konstruktion gilt. Der Begriff sollte die europäische Anwesenheit in Afrika legitimieren und eine Primitivität der kolonialisierten Menschen festschreiben.

7 In einem Brief an Generalstabchef Graf von Schlieffen, 5.10.1904,

8 Michael Behnen in „Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1890 – 1911, S.292f.

9 Noah Sow in „Deutschland Schwarz Weiss – Der alltägliche Rassismus“, Goldmann Verlag, S. 85.

10 Anne Dreesbach in „Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des Fremden“, <http://ieg-ego.eu/de/threads/modelle-und-stereotypen/wilde-und-zivilisierte/anne-dreesbach-kolonialausstellungen-voelkerschauen-und-die-zurschaustellung-des-fremden> 05.01.2014

11 Europäische Geschichte Online UNESCO-Erklärung von 1949, <http://unesdoc.unesco.org/images/0012/001282/128291eo.pdf> 10.01.2014

12 ManuEla Ritz in „Die Farbe meiner Haut“, Herder Verlag, S. 119f.

13 ManuEla Ritz in „Die Farbe meiner Haut“, Herder Verlag, S. 120.

14 Albert Memmi in „Rassismus“ 1992, Frankfurt a.M., S. 164 ff.

15 Viktoria Schmidt-Linsenhoff in „Ästhetik der Differenz – Postkoloniale Perspektiven vom 16. bis 21. Jahrhundert“, S. 243.

16 Albert Memmi in „Rassismus“ 1992, Frankfurt a.M., S. 164

17 ManuEla Ritz in „Die Farbe meiner Haut“, Herder Verlag, S. 123

Ästhetik im Nationalsozialismus

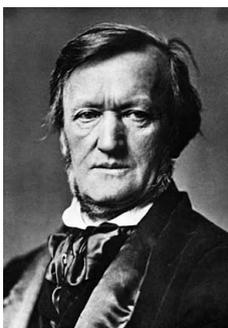
Eine Überlegung zur Möglichkeit der Aufspaltung eines Den

Einmal im Jahr scheinen jegliche Politiker/innen der Bundesrepublik ihr eigentliches Metier vergessen, die Politik ausgeblendet zu haben. Ob konservativ, liberal, grün oder links spielt keine Rolle mehr, wichtiger sind an diesem Tag modische Stilsicherheit, glamouröse Fotos und andere Konventionen. Für Koalitionsstreitigkeiten, Steuerpläne, Finanzen oder die Energiewende interessieren sich die Medien plötzlich nur noch am Rande, viel berichtenswerter ist, was für ein Kleid Claudia Roth trägt, ob Guido Westerwelle wohl seinen Gatten mitbringt und überhaupt - das Dekolleté von Angela Merkel! Seit Ludwig Erhard kommt kein/e Bundeskanzler/in und auch kaum ein/e andere/r Bundespolitiker/in um Bayreuth herum, den berühmten Hügeln, auf dem jährlich die Richard-Wagner-Festspiele stattfinden. Ein wahres Staatsspektakel spielt sich hier jeden Sommer ab, man könnte fast von einem nationalen gesellschaftlichen Ereignis sprechen, zu Ehren eines der größten Komponisten unseres Landes. Es geht also um Musik, um Opern, Dirigenten, Bühnenbilder oder den Tristanakkord - alles rein unpolitische Themen natürlich.

Doch das war nicht immer so. Der allererste deutsche Kanzler, Konrad Adenauer, ließ sich auf den Spielen noch entschuldigen und auch für den ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss blieb Bayreuth stets „die Stadt Jean Pauls“, nicht Wagners. Warum? Vielleicht haben die Festspiele doch mehr mit Politik zu tun, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Richard Wagner war, wie allgemein bekannt, Nationalist der ersten Stunde und seine Familie mit Adolf Hitler eng verbunden. „Hat ja mit der Kunst nichts zu tun!“, behaupten glühende Wagnerianer gerne. Der Schriftsteller, Pianist und Dozent an der Uni Hildesheim Hanns-Josef Ortheil bezeichnet Wagners Musik zum Beispiel als einen „gewaltigen, alles mitreisenden Strom“. Da Richard Wagner weder der erste noch der einzige Fall ist, in dem ein geniales Kunstwerk von einem Widerling oder gar Verbrecher

stammt, entschuldigt, verharmlost oder billigt dessen Anhängerschaft seine politische Orientierung gerne. Der Autor Rolf Schneider hingegen lehnt gerade das „Rausch-Erlebnis“ ab, die extrem emotionale Wirkung, die seiner Ansicht nach von dem Klang der wagnerschen Musik ausgeht (Mozart, Bach oder Haydn würden im Gegensatz dazu eher durch die Melodie wirken und könnten deswegen unbedenklich verehrt werden). „Ich misstrau dem Rausch. Er ist ungesund und lähmt das Denken“, so Schneider. Er vertritt die Meinung, dass die Wirkungsmacht eines Werkes sich nicht ohne die Person des Schöpfers und dessen Eigenarten denken lasse.



Richard Wagner

Das Wagner-Jahr 2013 ist nun vergangen, am 22. Mai war der 200. Geburtstag des Musikers, bereits am 13. Februar sein 130. Todestag. In ganz Deutschland wurden aus diesem Anlass Wagners Opern aufgeführt, auch hier in Freiburg. Im Stadttheater war unter anderem Parsifal zu sehen, eine Inszenierung von Frank Hilbrich, dessen Interpretation der Oper, in der Wagner die Kunst zu Religion erhob, laut der Badischen Zeitung als „religionskritisch“ betrachtet werden kann. Der Gral war ein wertloses Relikt, die Figur Kundry eine vielschichtige Verführerin - und Parsifal trat im dritten Akt mit Kampfstiefeln und Faschistenuniform auf. Für sporadisch kulturinteressierte Studierende, ohne tiefere Vorkenntnisse des musikalischen Gedankenguts Wagners, kann der Besuch dieser Oper als ein überwältigendes, aber auch als schwer verdauliches und hoch kompliziertes Erlebnis beschrieben werden.

Ganz unabhängig davon sollte jedoch nun, nachdem der Komponist Richard Wagner ein Jahr lang durch zahlreiche Aufführungen, die zusätzlich zu Bayreuth

stattfanden, geehrt wurde, die Frage gestellt werden, ob die Kunst nun von der Politik zu trennen ist oder nicht.

Wagners antisemitisches Pamphlet „Das Judentum in der Musik“, mit dem er „den Juden“ im Allgemeinen pauschal als unfähig degradierte, „weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine Sprache, am allerwenigsten aber durch seinen Gesang, sich uns künstlerisch kundzugeben“, erschien bereits 1850, 39 Jahre vor der Geburt Adolf Hitlers, der die Musik des Antisemiten später als „mystisches Traumland“ für sich entdeckte. Seine Lieblingsoper „Lohengrin“ und „Die Meistersinger von Nürnberg“ habe Hitler laut seinem Jugendfreund August Linz auswendig gekonnt. Andersherum glaubten die Wagners, allen voran Richard Wagners Schwiegertochter Winifred, von Anfang an fest an den Erfolg Hitlers und der Nationalsozialistischen Partei. 1923 wurde der aufstrebende Vorsitzende zum ersten Mal in ihrer Villa empfangen, auf den Bayreuther Festspielen war er später regelmäßiger Ehrengast. Wagners Gattin Cosima setzte den Antisemitismus ihres Mannes nach dessen Tod durch Auswahl der Musiker/innen, Sänger/innen und Gäste wagnerscher Opern beziehungsweise dem systematischen Ausschluss jüdischer Künstler/innen (zumindest von positiv, also „germanisch“, konnotierten Figuren; es gab wenige Ausnahmen) in die Tat um.

Von Wagner zu Heidegger

Von der Oper in Bayreuth sind es etwa 450 Kilometer bis in die Freiburger Uni und auch hier spielte sich in den dreißiger Jahren ein ähnliches Szenario ab. Eine Vorlesung – der Hörsaal ist belegt bis auf den letzten Platz, eigentlich sogar mehr als überfüllt - schien einige der Studierenden magnetisch anzuziehen. Es geht um den Begriff des Sein, um fortschreitende Verallgemeinerung, vielleicht auch um das Etwas, das übrig bleibt, wenn man nach einer Kette von Abstraktionen an eine Grenze stößt,

Denkers in sein Werk und seine Politik

einen Begriff, der alles ausdrückt, das sich einem gewissen Bereich zuordnen lässt - alles rein philosophisch natürlich. Philosophisch und unpolitisch.

Doch die Philosophiestudierenden befanden sich in einer Vorlesung des ehemaligen Freiburger Rektors Martin Heidegger, eines der berühmtesten deutschen Philosophen, der sich ebenfalls schon vor 1932 zum Nationalsozialismus bekannte. Auch er ist ein Beispiel für eine (zu) enge Verflechtung von Werk und politischer Einstellung, das gerade in der Geschichte unserer Uni eine große Rolle spielt. Unter ihm wurde die Hochschule zu einer völkischen Gemeinschaft zur Bewahrung des auf Philosophie gegründeten Wissenschaftskosmos'. Er entwickelte die konservative völkisch-revolutionäre Ideologie der Einheit von Forschung, Lehre und Erziehung, auf Grund derer die Universität von Grund auf umgestaltet werden sollte. Der Student sei Heideggers Meinung nach zugleich Studierender und SA-Mann, müsse Arbeits-, Lehr- und Wissensverdienst vereinen und seine Nationalbegeisterung vor allem im Sport ausleben. Am 03. Mai 1933 trat er zusammen mit seiner Frau Elfriede in die NSDAP ein, wenig später führte er in Freiburg das „Führerprinzip“ ein, das dem Rektor größtmögliche Autorität verlieh. So wurden von da an nicht nur jüdische Lehrende entlassen, sondern alle Dozierenden von Heidegger selbst ernannt, anstatt, wie zuvor, gewählt zu werden. Diese Hochschulverfassung weist laut Bernd Martin, Privatdozent in Freiburg und Spezialist in der Heidegger-Forschung, moderne Züge auf, da der Rektor unserer Uni auch heute über viele Jahre hinweg amtiert und das Dekankollegium großen Einfluss und Autorität hat. Die Universität wurde unter Heidegger zu einem nationalsozialistischen Wehrsportlager und auch die Studierendenschaft, die sich 1933 vor allem aus Verbindungen rekrutierte, war derzeit größtenteils rechtsnationalistisch und bekannte sich zu Hitler. Die Studierenden sollten ihre Ausbildung laut dem nationalsozialistischen Rektor als ersten Dienst am

Volksganzen begreifen.

Der Historiker Bernd Martin kritisiert, dass viele Philosophen Heideggers „Irrtum“ auf ein Jahr reduzieren, seine Vergangenheit ignorieren oder seine Philosophie von seiner politischen Weltanschauung trennen würden. Erst nach 1951 wurde Heidegger emeritiert und bis 1985 hatte die Universitätsleitung alle Akten über „ihren“ Philosophen unter Verschluss gehalten, bis der Freiburger Rektor und Germanist Volker Schupp schließlich die Aufarbeitung dessen nationalsozialistischen Vergangenheit und der unserer Uni anordnete und es Bernd Martin erlaubt wurde, in den Akten zu lesen. „Die Intellektuellen, Studenten und Professoren sind in allen faschistischen Ländern am anfälligsten für radikale Lösungen“, bedauert der Historiker, der noch heute häufig Vorträge über den Philosophen hält.



Martin Heidegger

In Bezug auf Heidegger stellt sich also dieselbe Frage, wie bei dem Komponisten Wagner: Kann die Person aufgrund ihrer Philosophie bedenkenlos verehrt und die politische Einstellung einfach ausgeblendet werden? Martin verneint dies, die Ansichten darüber gehen aber auseinander, im Falle Heideggers wie Wagners.

Eine Welt der Ästhetik parallel zur Politik?

Der Regisseur Peter Konwitschny, der sich seit 1995 szenisch mit Richard Wagner auseinandersetzt, trennt dessen „unsägliche Schriften“ strikt von Wagners Musik: „Im Werk finde ich das nicht wieder.“ Und der Politologe Udo Bernbach nennt den Musiker gar einen Anarchisten und Ästheten. „An die Stelle der politischen sollte eine ‚ästhetische Weltordnung‘ treten, [...] die rein aus

der Kunst und der Kommunikation erwächst“, erklärt er im Gespräch mit *Zeit Geschichte*, die das Interview unter dem Titel „Ein Revolutionär für alle“ abdruckte (Nr. 1, 2013).

Eine Welt der Kunst, der Musik und der Philosophie, eine Welt der Ästhetik also, in der Politik keine Rolle spielt - in einer solchen Welt sind sowohl Wagner als auch Heidegger und viele andere mit Sicherheit bewundernswerte Menschen. Eine solche Welt würde aber nicht funktionieren. Politik ist nicht nur eine Wissenschaft, die man betreiben oder auch nicht betreiben kann, Politik ist auch jegliche kollektive menschliche Tätigkeit, die den Versuch darstellt, unsere Gesellschaft zu ordnen. In der Politik gibt es nicht immer richtige Wege. Es gibt aber sehr viele falsche. Faschismus, Antisemitismus und Nationalsozialismus gehören unumstritten zu den falschen. Und ein Künstler, der womöglich tatsächlich ein großartiges Werk vollbracht hat, sollte trotzdem immer vor dem Hintergrund seines Schaffens betrachtet und bewertet werden.

Das bedeutet nicht, dass Parsifal, Siegfried, Tristan und Isolde aus allen Opern, „Sein und Zeit“ aus allen Bücherregalen verb(r)annt werden sollen. Es ist durchaus legitim, für eine bestimmte Musik zu schwärmen, sich mit Heideggers Phänomenologie oder Fundamentalontologie zu beschäftigen, aber mit den Personen sollte man sich kritisch auseinandersetzen, anstatt sie bedenkenlos zu verehren oder einen Medienhype um sie zu veranstalten, der jegliche differenzierte Betrachtung missen lässt.

Denn wie Adorno schon geschrieben hat: „Kein authentisches Kunstwerk und keine wahre Philosophie [hat] ihrem Sinn [...] je in sich selbst, in ihrem Ansichsein erschöpft.“ (Adorno, Theodor W.: *Kulturkritik und Gesellschaft I*, Frankfurt 1977).

Louisa Theresa Braun

Um der Vernunft willen

Über eine Erfahrung mit der Gewalt der Sittlichkeit

Schon seit einiger Zeit hatten mich die beiden älteren Paare am Tisch gegenüber mit ihrem Gerede von „der Türkin“, „dem Afrikaner“ unwohl fühlen lassen. Hatten mich mit ihren Plattitüden und Stereotypen am Rande dessen, was wohl auch die meisten meiner Mitreisenden im Großraumabteil des ICE als rassistisch bezeichnen würden, aufgewühlt, mit einem beklemmenden Gefühl versehen. Zwischen mich einmischen und einfach nur weghören, sich wegwünschen angesichts dieses in aller Selbstverständlichkeit geäußerten Rassismus. Sprachlos war ich angesichts dessen, dass meine Mitfahrenden - als sei es ihr bestes Recht, nicht nur über Menschen, welche sie nicht kannten, sondern sogar in generalisierender Weise über ganze Gruppen von Menschen zu urteilen - schwadronierten, den Waggon mit ihren Weisheiten aus dem Fundes der Ressentimentkiste beschallten.

Ich merke, dass sich mein Blick nicht von der Gruppe abwenden kann. Dabei habe ich mir vorgenommen, keine Abscheu vor Menschen, keinen Ekel vor ihren Gedanken zu empfinden und mich zu fragen, woher sie diese Überzeugungen, Bilder haben. Schließlich sind wir alle irgendwann, irgendwo, irgendwie sozialisiert, in soziale Zusammenhänge eingebettet worden.

„Dann hat mein Enkel gefragt, wie man die nennt. Da hab ich gesagt: ‚Neger‘ nennt man die, ‚Neger‘.“

Plötzlich, in Gedanken über das „wie sich einmischen“, „wie sich verhalten“, dringt das Wort „Neger“, selbstsicher, artikuliert im Glauben, eine Selbstverständlichkeit von sich gegeben zu haben, in mein Bewusstsein. Ich höre auf, will nicht die Sittenpolizei sein, nicht von oben herab über meine Mitreisenden urteilen. Wieder: „Dann hat mein Enkel gefragt, wie man die nennt. Da hab ich

gesagt: ‚Neger‘ nennt man die, ‚Neger‘.“

Scham überkommt mich. Ich muss mich abwenden, starre zum Fenster hinaus, die spätabendlichen Hügelketten Niederfrankens ziehen an der Panoramascheibe vorbei. Darin mein Gesicht, stumm, verzerrt. Meine Gedanken rauschen, ich spüre Wut, stumme, dumpfe Wut. Sie weiß nicht, wohin, will nicht gewalttätig werden, die Gewalt spiegeln, die hier im Abteil alle schweigend zur Kenntnis nehmen. Niemand zuckt, als mein Nebensitzer erneut „Neger“ sagt, sich in seiner Souveränität über das Wort sonnt. „Natürlich, ‚Neger‘ nennt man die. Wie auch sonst, es sind ja ‚Neger‘“. Seine Sitzgruppe nickt, sie scheint überzeugt, erleichtert, hat endlich jemand Stellung bezogen zu dieser „political correctness“, die er, nur Sekunden später, abermals von Nicken kommentiert, als „übertrieben“ denunziert.

In meinem Fenster spiegeln sich die Gesichter der Sitzgruppe im warmen Licht des Zuginnenraums, davor meines, hinter dem ich mich straucheln, stolpern fühle. Meine Wut schreit in mir, meine Argumente - wohl abgeordnet, mich zum Handeln zwingend - liegen bar vor mir. Doch hilflos schreit es nur in mir, bleiben die Argumente nur ein drängelndes Rauschen, meinen Verstand penetrierend. Ich kann nicht sprechen, ich fühle es, bin gefesselt zur Ohnmacht durch meine Wut, die mir das Denken, das Eingreifen verwehrt.

Seit einiger Zeit – und ich denke viele Faktoren, sei es mein Freiwilligendienst, sei es mein Studium, seien es meine Freunde und mein Umfeld – fühle ich mich oft gefangen in einer Empfindung reflexiver Wut. Reflexiv, weil zunächst auf das Handeln anderer Menschen und Strukturen gerichtet und sich im Moment der Ohnmacht gegen mich wendend. Reflexiv aber auch, weil ent-

stehend aus dem Gefühl, vieles durchdacht, reflektiert, kritisch hinterfragt zu haben, um nun, zwar nicht gänzlich frei, so zum Teil doch zumindest frei zu sein von dem sich als Wissen mimendes Alltagsverständnis, der sich als Ethik zeichnenden Alltagsmoral.

Freiheit, glaube ich, ist wohl das erstrebenswerteste Ziel, der größte Wunsch vieler, die in Systemen und Gesellschaften leben, die sich als liberal verstehenden und gebärdenden. Dabei geht Freiheit, dies scheint allgemein akzeptiert, nur mit einer Gleichheit der Freien einher.

‚Freiheit verstehen wir als Souveränität, als Kontrolle, als die Verfügung über unser Selbst.‘

Sie bedeutet, jedenfalls in ihrem idealisierten und doch zugleich verbreiteten Verständnis, zu tun, zu lassen, sein eigener Herr zu sein, autonom, bestenfalls autark im eigenen Handeln, mindestens jedoch im Denken. Diese Freiheit, scheint es mir, verstehen wir also als Souveränität, als Kontrolle, als die Verfügung über unser Selbst.

Wut ist einer dieser Gedanken. Wenn gleich zunächst als Gefühl bezeichnet, liegt sich doch in unserem privaten inneren Bereich der Gedanken, im Bereich unserer Selbstverfügung, ist Teil unserer Identität. Jedoch erfährt sie sich als geächtet, sie darf sein, doch nur im Inneren, darf sich nicht spiegeln im Handeln, darf nicht sichtbar, nicht spürbar werden. Die Wut, so scheint es, stellt eine Gefahr dar. Für uns - birgt sie in sich oder ist ja bereits an sich eine Verfehlung - aber auch insbesondere für unsere Mitmenschen und Umwelt. Sie gilt als gefährlicher Affekt, unkontrollierbar, inkompatibel mit der stillschweigenden Übereinkunft des Primats der Vernunft, jenseits der Prinzipien dessen, was wir als im Rahmen einer rational-

konstruktiven Kommunikation verorten würden. Dieser sich in stummer, unhinterfragter Übereinkunft weitertragende Konsens dessen, wie, aber auch, über was gesprochen werden darf, und des durchbrechenden Charakters der Wut, scheint diese Emotion jenseits des als vernünftig Etablierten platziert zu haben.

Nun ist jene Vernunft als Quell von Freiheit seit geraumer Zeit in eine Krise geraten, aus der sie sich, trotz einiger ambitionierter Versuche, kaum hat befreien können. Den Holocaust, so meinen Adorno und Horkheimer, solle sie ermöglicht haben. Sie sei gar in ihren Kriterien willkürlich und beliebig, sei immer schon gemacht gewesen, hätte je nach Epoche ihren Namen stets mit neuen Inhalten versehen bekommen, meinen andere, wie zum Beispiel Foucault. Der Vernunft scheint etwas Konservatives inne zu wohnen, eine Macht, die all jenes mit dem gebieterischen Zeigefinger des Vernünftigen zum Schweigen bringt, was sich nicht in seinen Kriterien wiederfindet.

„Um unter den Regeln des Vernünftigen zu bestehen, verweigere ich mich der Freiheit.“

Als Prinzip unserer Argumentation, unseres rationalen Empfindens, hat sie sich hingegen hervorragend gehalten. Nachvollziehbar und vernünftig, es scheinen für uns Worte mit derselben Bedeutung zu sein. Wut, wie ich sie erlebe, scheint sich nur im Irrationalen, im Unfreien, einordnen zu lassen. Und so finde auch ich mich in dem ICE wieder in dem Gefängnis der Vernunft, in derer sich die Wut als das Übel schlechthin gemalt sieht. So spüre auch ich, wie sich die Wut über die Wut, der gellende Ruf der Vernunft, der Wut zu entsagen,

gegen mich wendet und mich zum Schweigen zwingt. So wird im Raum, der die Gewalt der Sprache negiert, im Raum also, in dem „Neger“ normal, akzeptiert ist, also das Schweigen, für den*die Schweigende*n zur Gewalt, die sich gegen ihn wendet.

Denn es ist in jenem Schweigen, da ich mit meinen Überzeugungen breche, meinen Zielen, dem doch scheinbar als universell postulierten Ideal der Zivilcourage. Das stumme Gesicht, das mich beißend aus der Fensterscheibe anstarrt, sehe ich an, schauernd vor meinem Selbst, welches wissentlich die sich selbst gesetzten Prinzipien leugnet. Ich zelebriere die Perversion des durch



Wohnzimmer bürgerlicher Sittlichkeit: das ICE Abteil

Mündigkeit und Kritik freien Menschen aus Angst, mich selbst, meine Wut zu offenbaren und damit als Karikatur desselben zu entlarven. Um der Moral der Vernunft willen verhöhne ich die Ethik, die doch die Zurschaustellung der Normalität der Gewalt, die sich in den Äußerungen der Sitzgruppe vollzieht, verurteilt, diese zumindest jedoch in Zweifel stellt.

Um unter den Regeln des Vernünftigen zu bestehen, verweigere ich mich der Freiheit, die doch auf der Einsicht der Gleichheit aller gründet. Um im Moment der Wut, in dem Moment, in dem ich mich jenseits der Grenzen des als vernünftig Gesetzten bewege, verweigere ich mich, verneine ich die Vernunft, die von mir fordert, auf der Gleichheit aller zu insistieren. Stattdessen insistiert der artikulierte Konsens der Sitzgruppe

schweigend, doch zugleich mit eiserner Härte, auf die Gleichheit seiner Weisheiten gegenüber der meinen. Weist mich an, mich ihm stumm unterzuordnen, will ich mich zu den für ihn Hörbaren zählen. Warnt mich die Übereinkunft, dass meine schreiende Wut nur wirkungslos verhallen, als Stimme der Unvernunft letztendlich nur als bewahrheitendes Außen die Grenze ihrer spezifischen Vernunft umso deutlicher markieren wird. Und zeigt mir überlegend lächelnd, dass jene Vernunft doch bloßes rhetorisches Mittel für die Erhaltung der spezifischen, der beschränkten Gleichheit ist. Ein Mittel, Gewalt als freiheitliche, friedvolle Übereinkunft und Widerspruch als gewaltvolles Attentat auf denselben zu inszenieren. Ein Mittel, dem Frieden, der eigenen Freiheit wegen, die Gleichheit und somit Freiheit aller zu negieren.

„Und so fühle ich mich schuldig und doch erleichtert, als ich den Waggon später verlasse.“

Und so fühle ich mich schuldig und doch erleichtert, als ich den Waggon später verlasse, ohne meiner Wut

Raum gegeben zu haben, die Sitzgruppe, nicht weiteren Unfreundlichkeiten und Zeichen meiner Wut ausgesetzt zu haben. Ich fühle mich erleichtert, einmal mehr Gewalt nicht gespiegelt zu haben. Erleichtert, in meinem Handeln frei von Wut gewesen zu sein. Doch schockiert, nicht frei zu sein zum Handeln. Schockiert und schuldig, angesichts von Gewalt geschwiegen zu haben. Nur um der Vernunft willen der Freiheit entsagt zu haben.

Eric Steinsberger

Studieren beim Nachbarn

Freiburger Studis lernen bei Croissant und Schoki

Es ist 7.24 Uhr und die Dunkelheit herrscht noch in Freiburg. Langsam weht eine kühle Brise über die Bahnsteige des Hauptbahnhofes. Während viele Studierende noch tief schlafen und die wohlige Wärme ihrer Federbetten genießen, schiebt sich eine Menschenmenge in den Regionalexpress nach Basel. Die Schweizer Grenzstadt ist ein beliebtes Ziel für Arbeitspendler, denn vor allem die Pharmaindustrie in Basel bietet Arbeitsplätze und die Löhne sind in der Schweiz auch um einiges höher als in der Bundesrepublik. Verständlich also, wenn es einige Freiburger zu den Eidgenossen zieht.

Doch an diesem Freitag sitzen nicht nur Berufstätige im Regionalexpress. Auch Dominic Westhoff fährt nach Basel, jedoch nicht, um in einem Bürogebäude Akten zu bearbeiten oder neue Geschäftsverträge mit den Partnern aus Argentinien auszuhandeln. Den freiburger Politikstudenten hat an diesem kalten Dezembertag nicht der Gedanke an das Monatsgehalt oder die netten Kollegen bei der Arbeit bewogen, so früh aus dem Bett zu steigen, sondern die Universität Basel.

Jeden Freitag nahm Dominic dieses Semester den Zug nach Basel, um dort Veranstaltungen an der Universität zu besuchen. „Ich hatte dieses Semester reichlich Zeit“, erklärt er seine Motivation. Doch das war nicht der einzige Grund für ihn, sich jeden Freitag aus dem Bett zu quälen. „Ich interessiere mich für den Master in African Studies und wollte mal in ein paar Veranstaltungen hineinschnuppern, um zu sehen, wie der so ist“, sagt er. Doch Dominic sitzt keinesfalls in den Veranstaltungen als Gasthörer, sondern ist regulär auch in Basel immatrikuliert und schreibt am Ende des Semesters eine Klausur, die er sich in Freiburg anrechnen lassen kann.

Möglich macht dies die Europäische Konföderation der Oberrheinischen Uni-

versitäten, kurz EUCOR. Neben Freiburg und Basel sind noch die Universitäten in Karlsruhe, Straßburg und Mulhouse in der Konföderation vertreten. Für Studierende dieser insgesamt sieben Institutionen besteht die Möglichkeit, Vorlesungen, Seminare oder Übungen an einer jeweils anderen Universität zu besuchen und sich danach auch anrechnen zu lassen.

Die Anmeldung für das EUCOR Programm ist nicht allzu schwer und kann problemlos über das International Office abgewickelt werden. Worüber man sich aber Gedanken machen muss, ist die Zeit, die man für das Pendeln braucht. Oft kann man auch bis zu eineinhalb



R(h)ein ins Studiervergnügen: Dominic in Basel

Stunden unterwegs sein, bis man sein Ziel erreicht. Das muss aber nicht immer schlimm sein, denn während der Fahrtzeit kann man ja noch was für die Uni machen oder einfach noch ein bisschen schlafen. Dazu kommt noch, dass ein Teil der Fahrtkosten von der Universität übernommen wird.

Nicht nur das neue akademische Umfeld ist interessant. Besonders an den französischen Universitäten kommt auch noch die fremde Sprache hinzu. Wer also nicht weiß, wie es ist, ein Semester an einer anderen Universität zu studieren, kann mit EUCOR eine Art Mini-Erasmus absolvieren und ins Nachbarland hineinschnuppern.

Aber auch in der Schweiz kann man nicht darauf vertrauen, ganz ohne Fremdspra-

chenkenntnisse auszukommen. „Man merkt schon, dass man im Ausland ist“, berichtet Dominic. Denn das so genannte Schwitzer Dütsch ist nicht immer gut verständlich, und manchmal muss man da auch mal nachfragen, was das Gegenüber eigentlich gemeint hat. Aber trotz mangelnder Sprachkenntnisse gestaltete sich das Semester in Basel nicht allzu schwer. „Wenn die Leute merken, dass man selber nicht aus der Schweiz kommt, versuchen sie natürlich Hochdeutsch zu reden“, weiß Dominic.

Aber nicht nur die Sprache unterscheidet Basel von Freiburg. Es sind auch andere Dinge, die den Grenzübergang spürbar machen. Da ist zum Beispiel die Sache mit dem Geld. Denn mitten im Herzen der Europäischen Union hält die Schweiz an ihrer politischen Unabhängigkeit und der eigenen Währung fest. Das heißt also an der Grenze Euro in Franken wechseln, damit man sich was zu Essen kaufen kann. Aber es geht auch anders: „Da die Schweiz sehr teuer ist, mache ich mir oft Brote oder nehme mir das Abendessen vom Vortag mit.“ Wer aber keine Lust auf Brote schmieren hat, kann als

EUCOR-Studierende, wie jeder andere Basler Studierende, die Dienste der Mensa in Anspruch nehmen.

Für Dominic hat sich das frühe Aufstehen dieses Semester in zweierlei Dingen gelohnt. Einerseits haben ihn der Studiengang und die Universität überzeugt: „Es ist hier zwar alles etwas kleiner, aber dafür hat man eine sehr familiäre Atmosphäre.“ Andererseits konnte er dem frühen Aufstehen auch etwas abgewinnen. „Ich konnte endlich wieder den Sonnenaufgang sehen, etwas, was man als Student eher seltener zu Gesicht bekommt“, schmunzelt er.

Florian Unterfrauner

ENDLICH FREIburg!

Mit viel Lokalkolorit durch den Abend

Wenn die erste Frage bei einem WG-Casting ist, ob man vegan lebt, Lena in der Notunterkunft schlafen muss und ihre KommilitonInnen Liberal Arts and Sciences studieren, dann weiß man, wo das Stück der Mondo Musical Group spielt: richtig, in Freiburg. Und wenn dazu dann noch seitenlange Bafög-Anträge, eine sich anbahnende Liebesgeschichte, eine feucht-fröhliche Stadtrallye und eine etwas orientierungslos wirkende Protagonistin kommen, weiß man auch: Es geht um den Start ins Studentenleben. Der Sprung von der schwäbischen Heimat, wo mo doch dahom isch, in die „Großstadt“ Freiburg, das Zurücklassen der gewohnten Umgebung für einen Neubeginn, der Schritt in die Selbstständigkeit: „Nein Mama, ich hab jetzt echt keine Zeit!“

Mit viel Lokalkolorit, Selbstironie und einem Händchen für passende Musik erzählt die Mondo Musical Group des SWFR die Geschichte von Lena, die nach dem Abitur 2014 nach Freiburg zieht, um dort zu studieren. Das Stück nimmt uns mit in die turbulente Zeit des Ankommens, der Wohnungssuche und des Schließens neuer Freundschaften. Das alles wird musikalisch live begleitet und es ist definitiv für jeden Musikgeschmack etwas dabei, von Bohemian Rhapsody von Queen über Stücke aus anderen Musicals bis hin zu selbstkomponierten Liedern.

Und auch an außergewöhnlichen und



Auch in Freiburg wird vor den Prüfungen gebetet...

interessanten Charakteren mangelt es dem Stück nicht: Von der chinesischen Austauschstudentin mit Bratnudeln to go, über die weißrussische Studentin mit Wodka to drink, den Aussteiger, der sich nach dem Leben in der bolivianischen Kommune doch noch für ein Studium entschieden hat, den beängstigenden, alleinstehenden Mann mittleren Alters, der ein WG-Zimmer an eine junge Studentin vermieten möchte, bis hin zu vom Computer total überforderten Mitarbeiterinnen im Büro des SWFR sind alle Ausprägungsarten der menschlichen Spezies vertreten.

Während der ausverkauften Premierenvorstellung wurde viel gelacht. Eine der Darstellerinnen sagte später, es wäre sehr schön gewesen, auf der Bühne zu stehen, vor solch einem „geilen Publikum“, das sogar an den Stellen lachte, die die Darsteller selbst gar nicht unbedingt

alle als witzig verstanden hätten. Das Ensemble spielte das ganze Stück hindurch mit großer Begeisterung und man sah allen Beteiligten an, dass es ihnen sehr viel Spaß macht, auf der Bühne zu stehen. Und so war es auch keine große Überraschung, dass das Publikum am Schluss keine Ruhe gab, bevor nicht noch eine Zugabe gesungen wurde.

Während der ganzen Aufführung war nicht zu übersehen, dass die Beteiligten viel geprobt hatten: Die Choreographien saßen, die Abstimmung zwischen musikalischer Begleitung und Darstellern funktionierte und das Licht untermalte die Szenen sehr passend. So verwundert es auch nicht, dass das Musical fast ein Jahr Vorlaufzeit hatte und viel Zeitaufwand hereingesteckt wurde von Seiten der Beteiligten, beispielsweise bei intensiven Probewochenenden.

Ich persönlich kann also nur empfehlen eine der noch stattfindenden Aufführungen zu besuchen. Auch wenn nicht immer jeder Ton hundertprozentig saß, hatte ich beim Musical sehr viel Spaß und habe unglaublich viel gelacht! Weitere Infos gibt es unter www.mondomusical.de. Es finden vom 16.-19.01 jeden Tag Vorstellungen statt. Karten sind entweder an der Abendkasse oder an den VVK-Stellen, zum Beispiel beim Kartenservice der BZ erhältlich. Kostenpunkt für Studierende: 9 Euro.

Kira Kurz



...und danach wild abgetanzt.

Zum Haare Raufen!

Als ich Samy Molchos „Körpersprache“, einen Klassiker der Körperspracheliteratur, zu lesen begann, kreuzte ich meine Arme, verengte faltenreich meinen Blick, legte das eine Bein über das andere und ließ das obere in Richtung Ausgang zeigen. Auf körperlich heißt das: Lass mich in Ruhe, ich will das nicht.

Ich anerkenne den Wert von Körpersprache, die Macht dessen, der sie beherrscht und die Notwendigkeit, sich mit ihr auseinanderzusetzen, aber diese entsetzliche Suada geht zu weit! Molcho versucht, auf knapp 250 selbstgefälligen Seiten die wesentlichen Elemente der Körpersprache abzudecken. Gangarten, Sitzarten, Sitzpositionen, Handbewegungen, Armbewegungen, Mimik, Mikrosignale. Von mir aus. Aber er beginnt damit, zu erklären, dass unsere Gene aus DNS beständen, dass es 23 väterliche und ebenso viele mütterliche Chromosomen gebe und dass durch sie unsere

Erbinformationen weitergegeben würden und endet damit, zu erklären, dass unsere Gesellschaft mit materiellen Symbolen wie Autos oder Kleidung kommunizieren würde. Mir gingen bei diesen Weisheiten drei Dinge durch den Kopf:

Erstens: Selbstverständlich.

Zweitens: Selbstverständlich!

Drittens: Halt's Maul!

Diese Bindung bedruckten Papiers ist so nützlich wie eine Krawatte in der Wüste und so erfreulich wie eine Klobürste im Zahnputzbecher. Der Text ist eine aufgeblähte Ansammlung von Redundanzen und die für eine Einführung in die Körpersprache so wesentliche Illustrierung ist dergestalt geprägt von Molchos Pantomimenkarriere, dass es zum Lachen wäre, wäre es nur nicht so fürchterlich ernst gemeint. Für aberdutzende Be-

hauptungen - und mögen sie noch so richtig sein - ist kein einziger Beleg, kein einziges Experiment, kein einziges Argument angeführt. Und kein einziges Kapitel dieser materialisierten, profanesoterischen Lebenszeitverschwendung ist es wert, gelesen zu werden. Sowohl mit meiner Gefühls- als auch mit meiner Verstandeshand weise ich dieses Buch von mir und recke mein Kinn drohend nach vorn.

2 von 10

Samy Molcho; Körpersprache

Sachbuch, deutsche Ausgabe, 1983

Gregor Bauer



Peter Jacksons Einöde

Das Beste, was sich über den zweiten Teil der Hobbit-Trilogie sagen lässt, ist, dass er vage an Herr der Ringe erinnert. Regisseur Peter Jackson bietet in diesen 250 Mio. Dollar-Pomp alles, an das sich der/die zahlende Kinobesucher/in schon gewöhnt hat: Prachtvolle Landschaftspanoramen, Nahaufnahmen von hakennasigen Gesichtern, eine kitschige Liebesgeschichte und kleine, haarige Menschen. Das alles kennen wir schon. Was wir noch nicht kennen: wie unfassbar scheiße das alles sein kann.

Die Geschichte handelt von dem Hobbit Bilbo, der mit Zwergen vor Ablauf der Frist zu einem Berg laufen muss, um einen Drachen zu bezwingen, um die Heimat der Zwerge zurückzuerobern. Gespickt ist das Ganze mit einer zwergisch-elbischen Liebelei, plumpen moralischen Fragen und einem witzig guckenden Gandalf. Die ganze Geschichte wird dann in eine unsägliche Länge gezogen und mit andauernden Schlachten und Kämpfen durchzogen, die nicht nur schlecht in-

szeniert, sondern auch lächerlich sind.

Es ist nicht nachzuvollziehen, was diese Menschen dazu veranlasst, eine halbe Stunde lang Zwerge in Fässern einen Fluss runterpurzeln zu lassen, ohne dass diese artikulierte Laute von sich geben oder Charakter zeigen. Unsere Helden werden durch die Szenen gedrängt, dass sie rastlos wirken und selbst dem Hauptdarsteller Martin Freeman bleibt keine Zeit für Charme.

Nicht einmal ein visuelles Spektakel vermag dieser Film zu schaffen. 48 Bilder pro Sekunde und 3D Effekte helfen nichts gegen ein fehlendes Ästhetikgefühl und Unvermögen, die Kamera scharf zu stellen. Schnell geschnittene Actionsequenzen sind zu hektisch, zu viel, zu lang. Und sogar die große Schatzkammer des Drachens wirkt grau, düster und verwaschen. Das weckt den Wunsch, eine gute alte Herr der Ringe VHS-Kassette rauszukramen und das alte Gefühl der Kindheit aufleben zu lassen. Denn trotz

seiner Ähnlichkeiten und Anspielungen auf Herr der Ringe schafft es der Hobbit nicht, dieses Gefühl hervorzurufen.

Letztlich bleibt zu empfehlen, wenn man denn Elben mag und Hobbits und Gandalf, sich ein Buch von J.R.R. Tolkien namens „Der kleine Hobbit“ zu kaufen und zu lesen. Das ist billiger und vielleicht auch nicht so zeitintensiv wie die stümperhafte Filmtrilogie des Peter Jackson.

1 von 10

Peter Jackson, Der Hobbit – Smaugs Einöde

Film, englisch, 2013

Johannes Oswald



Must-gos!

Do, 16.01.14: „scheisstextescheissmuckekommstetrotzdem!“ im Jos Fritz-Café; 20.30 Uhr

Do, 16.01.14: Runder Tisch für Lehramtsstudierende im AStA, 18 Uhr.

Do - Sa, 16.01.14 - 18.01.14: Musical ENDLICH FREIburg, 20 Uhr

So 19.01.14: ENDLICH FREIburg je in der Mensabar, 17 Uhr

Di. 20.01.14: Video Slam in der Mensabar, 20:30 Uhr

Mi, 22.01.14: Slam Supreme in der Mensabar, 20:30 Uhr

Do, 23.01.14: Soziosause im White Rabbit; 22 Uhr

Fr, 24.01.14: Anglistenparty in der Mensabar, 22 Uhr

Impressum

Berta #848, 16.01.2014 (40. Jahrgang), 16 Seiten, Auflage: 1000 Stück.

Druck: Druckwerkstatt im Grün

Redaktion und Layout: Eric Steinsberger (V.i.S.d.P.), Kira Kurz, Robert Haug (stud. live!), David Feeney, Gregor Bauer, Florian Unterfauner, Louisa Theresa Braun.

V.i.S.d.P. für we are u: Julian Zimmer, c/o AStA Uni Freiburg.

Kontakt: Berta, c/o AStA, Belfortstr. 24, 79085 Freiburg; Fon (0761) 203-2035; Fax (0761) 203-2034; presse@u-asta.de

Die Berta ist das offizielle Organ des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) der Uni Freiburg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion/des AStA wieder. Die Redaktion behält sich bei allen Manuskripten das Kürzen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung vor.

AStA-Service (Telefon 203-2032, Fax -2034) – www.u-asta.de/service

Sekretariat info@u-asta.de

Wochentäglich 11-14 Uhr

Vincent Heckmann, Anne Schäfer, Hannes Hein

Hier kann mensch sich zur Rechtsberatung anmelden und erhält auch so manchen Tipp. Außerdem kann mensch so einiges erstehen (z.B. ISICs, Büromaterial, Fair-Trade-Kaffee...)

BAföG-Beratung: bafoeg-beratung@u-asta.de

Do, 12.30 14.30 Uhr

Maria Seitz

AStA-Rechtsberatung:

Di, 14-16 Uhr

Bitte in der vorhergehenden Woche im Sekretariat anmelden!

Psychologische Beratung: psychologische-beratung@u-asta.de

nach Vereinbarung

Maria Richter

Beratung für Studierende mit Kind studierenmitkind@u-asta.de

nach Vereinbarung

Konferenzen (Hieran kann jede*r Studierende teilnehmen und ist antrags- und redeberechtigt!) – www.u-asta.de/struktur

AStA (Konferenz der AStA Referate): vorstand@u-asta.de

Fr, 12 Uhr

StuRA (Studierendenrat): fsk@u-asta.de ...

Di, 18 Uhr

Vorstand: Julian Zimmer (Matthias Gornik, Rebecca Leins unter Vorbehalt)- vorstand@u-asta.de

Referate (Jede*r Studierende ist aufgerufen, sich in den Referaten zu beteiligen!) – www.u-asta.de/engagement/referate

Referat gegen Faschismus: antifa@u-asta.de

Fr, 14 Uhr

Antidiskriminierungs-Referat: Michal Armbruster – leoni.michal.armbruster@gmx.de

nach offen

Außen-Referat: Anne Schäfer – außen@u-asta.de

nach Vereinbarung

Datenschutz-Referat: Vincent Heckmann

noch offen

EDV: Till Oßwald, Anna Tenberg – edv@u-asta.de

nach Vereinbarung

Finanz-Referat: Thomas Seyfried – finanzen@u-asta.de

nach Vereinbarung

StuRa Präsidium: Jonas Hermann, Leonard Frank – fsk@u-asta.de

noch offen

Gender-Referat: Rebekka Blum – gender@u-asta.de

Mi, 18 Uhr

HoPo-Referat: Lena Becker – referat-hopo@u-asta.de

Di, 16 Uhr

Kultur-Referat: Georg Ostendorff – noch offen

noch offen

Lehramt-Referat: Sara San – lehramt@u-asta.de

Di, 17 Uhr

Referat für politische Bildung: Anna Tenberg – noch offen

Do, 18 Uhr

Presse-Referat (berta): Eric Steinsberger – presse@u-asta.de

Mi, 12.30 Uhr

Schwulesbi-Referat: Florian Wenzelman – schwulesbi@u-asta.de

Mo, 20 Uhr, Rosa Hilfe

Studieren ohne Hürden: Andreas Hanka – soh@u-asta.de

nach Vereinbarung

Umweltreferat: Sabrina Friedl – umwelt@u-asta.de

noch offen

Neueste Termine und Infos auf wie immer u-asta.de

Die Entstehung der fünf Buchstaben

Unfassbar diese unreifen Studenten. Da meint man doch gutgläubig, dass jedes menschliche Wesen mit dem Beginn der Volljährigkeit nach Vollendung des 18. Lebensjahres auch eine gewisse mentale Reife erlangen würde und dann passiert so etwas. Diese Studenten haben einfach nichts besseres zu tun, als eines der wichtigsten Organe des AStas durch eine lächerliche Namensbenennung zu denunzieren. Der gesamten Ex-u-Bote-Redaktion gehört mal wieder ordentlich der Hintern versohlt! So oder so ähnlich könnte der Gedankengang der Antragssteller im StuRa, den Namen der Studierendenzeitung doch bitte wieder zu ändern, ausgesehen haben. Der Antrag wurde mehrheitlich abgelehnt mit der Begründung, dass man dem Pressereferat doch bitte selbst überlassen sollte, wie es die Studierendenzeitung nennen möchte. So bleibt ebenfalls in den Sternen stehen, ob die oben benannte Erziehungsmaßnahme nicht doch zu einem besseren Ergebnis aus Sicht der Antragssteller geführt hätte. (Anm. d. Red.: Ein Glück wurde der Weg über den StuRa gewählt!)

Nichts desto trotz bleibt der Vorwurf im Raum bestehen, dass die „Berta“-Redaktion einfach willkürlich den erstbesten Frauennamen gewählt hätte, der den Redakteuren und Redakteurinnen eingefallen sei, um einen passenden Namen für die Studierendenzeitung zu wählen. „Ihr hättet sie auch genauso gut Helga taufen können!“, lautet das wichtigste Argument zur Unterstützung obiger These. Das ist schlichtweg falsch! Denn niemand in der Redaktion kam während der Namensfindung auf „Helga“ als möglichen Namen! (Anm. d. Red.: Verdammt, „Helga“ wäre so viel lustiger gewesen!)

Aber zur redaktionellen Verteidigung sei gesagt, dass die Redaktion absolut nichts dem Zufall überlassen hat, was eine treffende Namensfindung angeht. Die Namensgebung war gelebte Basisdemokratie. Jeder durfte seine Namensvorschläge einbringen, danach wurde ausgiebig diskutiert und als man nach mehreren Stunden Diskussion noch immer zu keiner mehrheitlichen Lösung kam, beschloss man dann wiederum mehrheitlich, dass die gesamte Redaktion sich im Hinterhof des AStas versammelte, um sich gegenseitig so lange auf der Fresse rumzukloppen bis nur noch ein Redakteur oder eine Redakteurin stand. Dieser Person wurde die glorreiche Ehre zuteil, die Freiburger Studierendenzeitung zu benennen. Übrigens, ein historischer Beleg dieser prototypischen Auslebung von Basisdemokratie befindet sich auf der ersten Seite dieser „Berta“. Und unter dieser Kenntnis sind wohl auch viele Kritiker des neuen Namens froh, dass sich nicht der Vorschlag „B24: die Studierendenzeitung, die einschlägt, wie eine Bombe“ durchsetzen konnte. Unabhängig, ob man denn nun Befürworter oder Kritiker dieses basisdemokratischen Auswahlverfahrens ist, so bleibt festzuhalten, dass der neue Name der Studierendenzeitung im StuRa wahrscheinlich noch häufiger zu kontroversen Diskussionen und auf dem Campus zu sehr unangebrachten, aber dennoch sehr lustigen, und zahlreichen Wortspielen führen wird. Der Redaktion können die Auswirkungen der Namensnennung im Endeffekt so egal sein, wie der berühmte umfallende Sack Reis, denn schließlich zählt die Intention dahinter: Im Gedächtnis zu bleiben. Und dieses Ziel wurde jetzt schon übertrumpft!

Und so mögen die Kritiker, die Probleme mit dem neuen Namen ihrer Studierendenzeitung haben, die Namensnennung für doof befinden, während die Befürworter des neuen Namens es für blöd befinden, die Umbenennung über den Kopf der Redaktion hinweg zu beschließen. Doch allen sei ein versöhnliches Zitat eines Ex-Vizekanzlers ans Herz gelegt: „Dummheit kann man nicht verbieten.“ Und so lasst uns doch lieber ab jetzt gemeinsam immer wieder auf die neue Ausgabe der „Berta“ warten und uns an ihrer inhaltlichen Vielfalt erfreuen, anstatt unsere kostbare Zeit in die Aufblähung von fragwürdigen Diskussionen zu vergeuden.

stud.live

Bevor weitere Diskussionen entstehen, möchte die Redaktion richtigstellen: Das hier beschriebene Namenswahlverfahren entspricht nicht dem tatsächlichen Geschehen. Wochen vor der entscheidenden Sitzung gaben wir den Termin der Abstimmung bekannt. Alle waren und wurden zu unserem großen „Konzil“ eingeladen und verschiedene Referate, Fachbereichsvertreter und ein Vorstandsmitglied der Studierendenvertretung waren dabei. Der Name wurde schließlich nach langer Diskussion und einem fairen Wahlverfahren beschlossen.